

Zur guten Stunde

Das Gottesurteil / Von Ilse Schuster

Als mein Vater auf seinem letzten Lager von einem langen, arbeitsreichen Leben ausruhte und mit mir, seinem ältesten Sohn, von all den vielen Dingen sprach, die zu ordnen blieben, gab er mir auch ein altes Kästchen in die Hand.

„Es sind nur Briefe, vor einem Menschenalter geschrieben, und ein paar Aufzeichnungen: halte sie in Ehren.“

Lange nach meines Vaters Tod öffnete ich einmal den kleinen, unscheinbaren Kasten, denn bisher hatte ich nicht an Geheimnisse rühren wollen, die nur der Tod für mich bestimmt hatte. Ich war überrascht, Briefe meines Großvaters zu finden; darunter befand sich auch ein Dokument, das Vaters Handschrift trug. Und weil alle, die es angeht, längst dahingegangen sind, möchte ich es veröffentlichten, so wie mein Vater es aufgeschrieben hat.

Vor mehr als sechzig Jahren wurde ich in dem Dorf Tihang am Plattensee als Sohn des Fischers Hartenstein geboren. Mein Vater war Deutscher, meine Mutter Ungarin, und von ihr stammt auch das kleine Anwesen, das mir für lange Jahre Heimat war. Meine Jugend verlief wie die anderer Fischerkinder. Als ich zwanzig Jahre alt war, sagte mein Vater zu mir: „Mach' dich frei, Julius, wir wollen hinüber zum Martin. Du sollst mit der Irene verprochen werden.“

Dah ich Irene, die Tochter unseres Nachbarn heiraten sollte, und daß die Alten sich längst darüber einig waren, war für mich keine Ueberrasschung. Schon als Schulbub wußte ich davon. Ohne daß ich in Irene verliebt gewesen wäre — dazu war mir der Gedanke, daß sie einmal mir gehören würde, viel zu vertraut —, gefiel sie mir. Sie war blond und hatte einen aufrechten, stolzen Gang, wie es sich für Töchter erbeingelassener Freibauern gehörte.

Feierlich wurde am nächsten Tag die Verlobung vollzogen und, wie üblich, kräftig von den Gevattern auf das Wohl des jungen Paares getrunken. Bald darauf holten sie mich zu den Soldaten, und Irene stellte, der Sitte folgend, ein schönes, buntgezeichnetes Band und einen Zweig Rosmarin auf meinen Rekrutenhut. Drei Jahre diente ich bei den Kaiserlichen, und nur selten sah ich Eltern und Braut.

Nach meiner Entlassung aus dem Heere heirateten wir. Mein Vater ging ins Ausgehende, und fortan hatte ich die Arbeit am See und im Hof zu besorgen. Irene, die selbst auf einem bäuerlichen Fischerdorf aufgewachsen war, half mir recht wacker. Unser Vieh gedieh unter ihren Händen, und der See gab auch mir reiche Beute.

Eines Tages entdeckten wir, daß eine unserer Mägde uns bestohlen hatte. Ich gab ihr ihren Lohn und erklärte, sie möchte ihr Bündel schnüren und den Hof verlassen. Auf einer Bank vor dem Hause wartete ich, bis sie zur Tür hinausging. Aber sie drehte sich noch einmal um.

„Leb' wohl, Bauer. Vielleicht würdest du hier nicht so ruhig sitzen und die Pfeife rauchen, wenn du wüßtest, was jeder weiß. Deine Frau hält es mit einem andern. Schon wie du beim Militär warst, hat ihr der Kendlische Knecht bei der Kirchweih das Herz gekostet.“

Aber ich sah über die Magd hinweg, als hätte sie nicht vor mir, und ließ sie gehen. Ich hätte meiner Frau von der boshaften Bemerkung erzählen, hätte sie auch nach dem Kendlischen Knecht fragen können. Doch ich schwieg.

Wenige Wochen später aber nahm der Fall ein ernsteres Gesicht an. Im Wirtshaus nahm mich der Dorfschulze auf einmal beiseite.

„Du bist viel fort vom Hofe, und deine Frau ist noch sehr jung, Julius. Man munkelt über sie.“

„Was munkelt man?“ fuhr ich ihn an.

Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, aber auch er wußte etwas vom Herzen des Kendlischen Knechtes, das er Irene bei der Kirchweih geschenkt haben sollte. (Es handelt sich um eines jener großen, buntverzierten Lebkuchenherzen, die bei ländlichen Festen in Buden festgehalten wurden. So ein Herz der Frau zu schenken, die man bewunderte, kam einer Liebeserklärung gleich.) Scheinbar ruhig trank ich meinen Wein aus. Aber nun zogen Zweifel und Jörn in mein Herz ein.

Daß meine Frau über jede Verdächtigung erhaben war und daß es sich um einen harmlosen Irrtum handelte, war mir noch immer klar; aber daß das Geschwäh nicht einmal vor ernsthaften Männern wie dem Dorfschulzen haltmachte und auch ihn einnahm, verstimme mich. Ich erkannte auch die Gefahr, die darin lag. Denn eine Frau, die in Ehebruchverdacht stand, war in der Gemeinde zu jener Zeit unmöglich. Man jagte sie von Haus und Hof. Im Dorf war

kein Platz für sie; mochte sie zusehen, was aus ihr wurde.

Diesmal fragte ich Irene, was es mit dem Kendlischen Knecht gegeben habe. Sie sah mich erstaunt an und sagte, daß er mit ihr getanzet habe, als ich beim Militär war.

„Die Leute sagen aber, er hätte dir auch ein Lebkuchenherz geschenkt, und du hättest es angenommen.“

Irene hantierte am Herd und vermied es, mich anzusehen. Sie gab zu, das Herz behalten zu haben. Wir sprachen nicht mehr über diese Angelegenheit, aber mein Mißtrauen war geweckt. Wortfarg und fremd lebten wir nebeneinander her. Mein Stolz und mein Hochmut hinderten mich daran, eine Aussprache herbeizuführen, und ähnlich mag es meiner Frau ergangen sein. Einsteilen aber ging das Gerücht im Dorf herum und fand reichlich Nahrung. Man fing an, mir auszuweichen.

Das Unheil war nicht mehr zu verhüten, als eines Tages drei Männer der Gemeinde bei mir erschienen und mir mitteilten, daß seine Ehebrecherin im Dorf gebuddel werden könne. Nach alter Sitte solle nun durch Gottesurteil entschieden werden, ob meine Frau schuldig sei oder nicht.

Ich wußte, was das zu bedeuten hatte: Irene würde vor einem Sturm in einem Boot ohne Ruder dem Plattensee ausgeliefert werden. Reichte sie lebend heim, war ihre Unschuld erwiesen.

Heute noch ist mir unverständlich, daß ich Irene dieser Gefahr ausgehört habe; heute wäre wohl auch der mittelalterliche Brauch selbst in den vereinsamtesten Fischer-

gemeinden unmöglich. Damals kam mir aber auch nicht einmal der Gedanke, mich dagegen aufzulehnen. War ich doch selbst so erzogen worden!

In einem schwülen Sommertag, als die Wolken drohend über dem seltsamen Steilufer von Tihang standen, holten sie Irene. Ein gutes Wort hätte die Situation retten können. Aber wir fanden es nicht; zu sehr waren unsere Herzen verbittert.

„Leb' wohl, Julius.“

Es klang fast gleichgültig. Aber als meine Frau wirklich gegangen war und die Stille im Haus noch löstender wurde, sagten mich Unruhe und Angst. Die Liebe durchbrach alle Schranken, die Trost und fasslicher Stolz aufgerichtet hatten. Ich erinnerte mich nun, daß eins meiner Boote weitauf vom Dorf zwischen den Klippen verankert lag. Nur selten kam ich dorthin.

Aber jetzt rannte ich in der brütenden Hitze, wie um mein eigenes Leben, niemand sah mich. Als ich die Liegestelle erreichte, peitschten schon die ersten Böen den See. Sicherlich hatten die Wellen Irene schon weit hinausgetragen, und dieselben Menschen, die sie dem Tode ausgeliefert, beteten jetzt wohl fromm um das Seelenheil der Sünderin.

Meine Arbeit wurde erschwert, weil ich versuchen mußte, einen Umweg zu machen, damit niemand im Dorf mein Vorhaben bemerkte. Hätte man uns gesehen, wären wir beide verloren gewesen.

Gott mag keine Hand über uns gehalten haben; denn trotz der schweren Brecher, die mein Boot hin und her warfen, trotz des Wassers, das ich immer wieder ausschöpfen mußte, gelang es mir, Irene zu erreichen.

Das Gesicht in die Hände vergraben, sah sie zusammengelauert auf dem Boden des Bootes, völlig gleichgültig und abgestumpft gegen ihr Schicksal, wie es schien. Ich mußte laut ihren Namen schreien, um das Tosen von Sturm und Wasser zu überhören.

Sie hob den Kopf und sah mich starr an. Sekundenlang tauchten unsere Augen ineinander. Das Gefühl, das mich durchströmte, kann ich nicht beschreiben. Viel-

leicht bedeutet in großer Gefahr der Augenblick der Rettung das höchste Glück für den Menschen; vielleicht wäre es auch für mich das Glück gewesen, wenn nicht aus den Wellen ein drittes Boot aufgestaucht wäre.

Mit Irene, dem Kendlischen Knecht.

Einen Augenblick hatte ich das Gefühl völliger Hilflosigkeit. Also hatten die Leute doch recht: sie war schuldig. Mit schnellem Entschluß packte ich die Ruder, die in meinem Boot lagen, und warf sie Irene zu. Ohne mich noch einmal nach ihr und Irene umzusehen, griff ich in die Riemen. Mochten sie glücklich werden; meine Welt war zusammengebrochen. Wie ich mein Haus an diesem Tage erreicht habe, weiß ich nicht. Reglos lag ich in meinen durchnässten Kleidern an meinem einsam gewordenen Herd. Längst war das Gemitter vorüber, die Abenddämmerung sank herab.

Aber auf einmal öffnete sich die Tür. Es war Irene.

„Was willst du hier?“

„Meine Pflicht tun, Julius.“

Sie kam auf mich zu und hielt mir beide Hände hin. Es dauerte eine ganze Zeit, bis ich mich zurecht fand und die Frage tun konnte, die viel früher nötig gewesen wäre. Nun erfuhr ich auch den wahren Sachverhalt.

Gewiß hatte sie mit Irene getanzt. Es war auch richtig, daß er ihr sein Lebkuchenherz geschenkt hatte, und sie hatte den Fehler begangen, es anzunehmen, um ihn nicht zu verlieren. Vielleicht liebte er sie, sonst wäre er wohl auch nicht zur Rettung hinaus auf den See gefahren.

„Er hat meiner kleinen Schwester einmal das Leben gerettet und hat nie einen Dank dafür annehmen wollen. Ich brachte es nicht über mich, ihm das Herz zurückzugeben. Das ist alles, Julius.“

Tiefste Kränkung über mein Mißtrauen hatte sie dazu bewogen, alle Folgen ihres Tuns schweigend zu ertragen. Erst dann glaubte sie wieder an meine Liebe, als ich ihr die Ruder auf den todbenden Plattensee brachte. Die Ehre meiner Frau war durch ihre gesunde Klugheit aus dem Sturm in den Augen der Dorfbewohner wiederhergestellt. So sehr man uns vorher gemideht hatte, um so mehr bemühte man sich jetzt, das Unrecht wieder gutzumachen. Trotdem litt es uns nicht mehr unter diesen Menschen. Als mir durch den Tod eines entfernten Verwandten in Deutschland eine kleine Summe in den Schoß fiel, verließen wir die Heimat unserer Kindheit, um in die Heimat der Väter zu ziehen. Am deutschen Rhein hat die Wege unserer Kinder gestanden, seine Lieber haben sie in den Schlaf gesungen, seine alten Geschichten haben sie zu guten Deutschen gemacht. Gott erhalte ihnen die Heimat!

Die Aufzeichnungen meines Vaters bewogen mich, doch einmal nach der Heimat meiner Mutter, dem Plattensee, zu reisen. Ich war sechs Jahre alt, als meine Mutter starb. Als eine schöne blonde Frau steht sie mir noch deutlich vor Augen.

Der See ist längst aus meiner verträumten Einsamkeit erwacht. Die Fischerei ist industrialisiert, und Motorboote zischen Nebe durch die glitzernden Wellen. Keinem Menschen würde es dort heute noch einfallen, die Treue einer Frau durch ein Gottesurteil feststellen zu lassen. Man mag über die romantischen Methoden einer vorlungenen Zeit denken, wie man will; für meine Eltern hat das furchtbare Ereignis, das die harmlose Huldigung eines Fischerburschen ausgelöst, ein Gutes gehabt. Ueber Not und Gefahr hinaus erkannten sie, wieviel sie eigentlich einander bedeuteten.

Der schöne Plattensee raunt noch immer seine alten, heimlichen Lieber. Aber meinem Blut sind sie fremd geworden. Eine Liedzeile fiel mir ein, als ich wieder deutschen Boden betrat:

„... grüß ich dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Die Marktender-Kathi / Von Hubert Südekum

Unterm „Alten Dessauer“ ging es hoch her. Zumal, wenn die Brandenburger wieder einen tüchtigen Sieg errungen hatten.

Da floß der feurige römische Wein in Strömen, wilde Lieder schwirrten aus den Jollen, und im Jubel des Sieges brandete zum ersten Male das spätere Leibleid des fürstlichen Haudegens durch die Bataillone: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“ Obendrein überschüttete die süßliche Sonne das Lager mit solcher Hitze, daß die Soldaten ihre Viktoria in Hemdsärmeln feierten. Und es ging toll zu, wenn die Kurbrandenburger erst ihre blauen Röcke auszogen! —

Nun war beim Bataillon „Fürst Leopold von Anhalt-Dessau“ die Kathi Mar-

ketenderin. Ein Teufelsweib, drall, rotbädig, mit Kullerzungen und braunem Haar, und wenn sie lachte, ging's den Soldaten bis in die kleinen Zähne, so lodten die Grübchen in den Wangen und der Mund mit den vollen Lippen. Gar zu gern kniffen die Soldaten in ihre runden Arme; aber die Kathi fadete nicht lange, wenn einer allzu dreist wurde. Ränder hatte ihre Schlagfertigkeit schon zu spüren bekommen. Doch ihre handfesten Badenstreiche waren sehr beliebt.

Aber bartlose Männer konnte die Kathi nicht leiden. „Ein Mann ohne Bart ist wie eine Frau ohne Zopf“, sagte sie. Und weil unter den Kurbrandenburgern nur das Bataillon „Fürst Leopold“ Bärte tragen durfte, war sie auch bei diesem

Marktenderin. Den schönsten Bart hatte der Fahnenträger Franz. Wenn sie den so recht wie eine zerschossene Fahne flattern sah, dann klopfte ihr das Herz unter dem Nieder. Was Wunder also, daß sie dieses Herz lust dem großen, stämmigen Franz geschenkt hatte?

Ein Wort war bei ihr im Schwange: „Ich bin so frei!“ Sie sagte es, wenn sie einer durstigen Seele den Maßkrug hinstellte. Sie sagte es, wenn sie einem drahtigen Burschen die Hand ins Gesicht knakte. Und sie sagte es, wenn sie ihren Franz in die Arme schloß. Von früh bis spät hörte man im Marktenderzelt ihr fröhliches „Ich bin so frei!“

Aber gar zu fröhlich war wohl die Kathi gewesen; denn plötzlich kam ein Gram über sie wie ein Strafgericht. Wenn sie morgens erwachte, leuchtete sie über dieses Leid, und wenn sie abends schlief, ging, zerdrückte sie eine Träne, so arg marterte sie der Schmerz. Und das war auch ein Jammer: Ihr Franzel hatte nämlich keinen prächtigen Schnurrbart eingebüßt!

Und so war es gekommen: Die Türken bedrohten Wien. In höchster Not mußten die Brandenburger gegen sie eingeleitet werden. Auch das Bataillon des Alten Dessauers griff an. Es war ein verteilter Kampf. Die Trommeln rasselten, das Avanzier-Signal klang, und mit einem Donnerwetter kürzten sich die Wäckeren auf den Feind. Für das umständliche Laden der Musketen blieb keine Zeit; man hieb mit Kolben und Degen auf die Türken ein. „Sieg! Sieg!“ war Lohung und Feldgeschrei. Den Mädeln Männern fuhr der Schreck ins Gebein. Nur eine Reihe ihrer Musketenschützen hielt noch stand. Da aber fuhr der Alte Dessauer wie ein Sturmwind zwischen sie. Die Türken wehrten sich vergeblich. Wieder jagten sie eine Salve in die Reihen der Anhalter Grenadiere. Und da geschah es: Den braven Franz, der mit der Fahne neben seinem Herrn vorankam, traf so eine hundstidliche Kugel lust unter der Nase und riß ihm die Oberlippe mit samt dem prächtigen Schnurrbart weg. Das war das Aergste, das dem Tapieren je widerfahren konnte.

Wochenlang hatte ihn dann der Bataillonsmedikus in der Kur. Aber alle Kunst half nichts. Die Wunde heilte zwar gut, doch der Schnurrbart wuchs nicht wieder. Heute, gerade am Tage nach dem Siege von Colanoua, war er nun als gebildet entlassen worden. Da hatte die Kathi das Entschliche, daß er zettlichen bartlos bleiben werde, erfahren. Und was noch schlimmer war: Nun mußte sich der arme Fahnenträger noch beim Fürsten melden.

„Franz“, randalierte der Alte Dessauer, „ist er verrückt? Ohne Bart? So kann ich ihn nicht mehr im Bataillon gebrauchen.“

Der arme wurde freibestlich. Die Kathi, die Montur, die Fahne — alles vorüber. Ihm traten die Tränen in die Augen, und seine großen Hände zitterten. Der Fürst indes wußte, was ihn am meisten bedrückte. Er schlug seinem alten Fahnenträger leutlich auf die Schulter. „Franz“, sagte er dann, „Er ist ein jamaoer Kerl. Man muß ihn gern haben. Die Geschickte mit den Türken werde ich nie vergessen. Aber bei meinem Bataillon kann er nicht bleiben. Damit ich jedoch die Kathi nicht verstoße, ernenn' ich ihn zu meinem Kammerdiener.“ Eine Prike nahm der Alte, dann holte er eine Rolle Geld heraus: „Hier, Franz, hat Er 300 Dukaten. Du kann Er hochzeit machen. Aber vergiß Er mich nicht bei der Feier!“

Die Kathi schleppte gerade mit gewohntem Gesicht in jeder Hand sechs Maßkrüge zu einer Feierrunde, als ihr Franzel, toll vor Glück, hereinströmte. „Kathi, Kathi, denk dir...“ Und dann berättete er die frohe Botschaft, die Kathi so beglückte, daß sie alle zwölf Maßkrüge zu Scherben fallen ließ.

„Magst mich nach, Kathi?“

Da lachte die Marktenderin aus vollem Herzen: „Ich bin so frei!“ und gab ihm einen schallenden Kuß auf den Mund. Als die Dessauer dann aus dem Feldzug zurückgekehrt waren, wurde in Halle an der Saale Hochzeit gehalten. Der alte Fürst, das ganze Bataillon ersehnt. Eine wunderschöne Predigt hielt der Pfarrer, daß es den beiden windelweich ums Herz wurde. Und sie sollen, wie der Chronist vermeldet, ein glückliches Paar geblieben sein bis an ihr Lebensende.

